

Pfarrerin Monika Renninger
 Predigt am 3. So.n.Trin, 20. Juni 2021, Hospitalkirche
 Predigttext: Luk.15,1-10

Ich lese aus Luk.15,1-10 (Übersetzung: Gute Nachricht)

Eines Tages waren wieder einmal alle Zolleinnehmer und all die anderen, die einen ebenso schlechten Ruf hatten, bei Jesus versammelt und wollten ihn hören. Die Pharisäer und die Gesetzeslehrer murrten und sagten: Er lässt das Gesindel zu sich! Er isst sogar mit ihnen. Da erzählte Jesus ihnen folgende Gleichnisse:

Stellt euch vor, einer von euch hat hundert Schafe und eines davon verläuft sich. Lässt er dann nicht die neunundneunzig allein in der Steppe weitergrasen und sucht das verlorene so lange, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, dann freut er sich, nimmt es auf die Schultern und trägt es nach Hause. Dort ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, ich habe mein verlorenes Schaf wieder gefunden! Ich sage euch: Genauso ist bei Gott im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der ein neues Leben anfängt, als über neunundneunzig andere, die das nicht nötig haben.

Oder stellt euch vor: Eine Frau hat zehn Silberstücke und verliert eines davon. Zündet sie da nicht eine Lampe an, fegt das ganze Haus und sucht in allen Ecken, bis sie das Geldstück gefunden hat? Und wenn sie es gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, ich habe mein verlorenes Silberstück wieder gefunden! Ich sage euch: Genauso freuen sich die Engel Gottes über einen einzigen Sünder, der ein neues Leben anfängt.

Mit dem Schafe-Hüten kenne ich mich nicht gut aus. Aber mit dem Fegen und Suchen. Ich kenne das: Etwas für mich Wertvolles ist weg – ein Ohrring, der Schlüssel, mein Kalender – allein der Gedanke versetzt mir einen Schrecken. Natürlich suche ich das Verlorene. Ich drehe die ganze Wohnung um, laufe den Weg zurück, den ich gekommen bin. Hebe jedes Blatt Papier auf dem Schreibtisch einzelnen auf, falls es da dazwischen geraten sein könnte, schaue in allen Taschen nach. Ich muss zuerst finden, was ich verloren habe, bevor ich weitermachen kann mit meiner Arbeit oder mit was auch immer ich beschäftigt war. Ganz klar: Ich suche es bis in den letzten Winkel. Und wie erleichtert bin ich, wenn ich es wieder gefunden habe und es wieder auftaucht. Wie betrübt, wenn es wirklich weg ist und ärgerlich auf mich selbst und meine Unachtsamkeit.

Ja, ich würde es genau so machen wie die Frau im Gleichnis: Das, was gut versorgt und in Ordnung ist, liegen lassen und das Verlorene suchen, suchen, suchen, bis man es hoffentlich findet.

Suchen. Finden. Sich Freuen. So ist das.
 Keine Überraschung für die Zuhörenden. Was verblüfft sie dann?

Die Zuhörenden sind eine sehr ungewöhnliche Mischung. Sie stehen beieinander und hören Jesus zu: Leute mit schlechtem Ruf und solche, die die Gebote in ihrem Alltag sehr ernst nehmen. Kann man die Rollen im Gleichnis auf sie verteilen?

Da sind die einen, die Verlorenen, die über Hecken und Zäune Gesprungene, die sich ins Abseits und ins Gebüsch verdrückt haben, die Super-Individualisten, die es in der Menge und im Mittelmaß nicht auszuhalten meinen, die Verstolperten und solche, die immer die falsche Abbiegung nehmen. Die Rolle der Verlorenen hat ja durchaus auch einen Hauch von Abenteuer, den Ruf des Ungewöhnlichen.

Und da sind die Anderen, der Rest, nicht verloren gegangen, aber für einen Moment aus dem Blick geraten, weil sie so brav sind. Friedlich grasend machen sie keine Anstalten, auf

und davon zu gehen. Sie sind gut aufgehoben an dem Platz, an den sie hingehören. Wie langweilig, oder? Keine Aufreger. Unspektakulär, unauffällig. Sie bleiben im Hintergrund. Wer will das schon?

Die Leute mit dem schlechten Ruf sind zwar die Verlorenen, aber auch die Interessanteren. Die 99 Schafe und 9 Silber Groschen stehen für die Anderen.

Doch, Vorsicht. So eindeutig ist die Sache im Gleichnis nicht. Denn es geht gar nicht nur um das eine Schaf oder den einen Silber Groschen. Es geht vielmehr um alle! Wo von den Schafen eines fehlt, fehlt dem Ganzen etwas. Wo der eine Silber Groschen verschwunden ist, ist das Ganze weniger wert. Es geht um 99+1, um 9+1.

Wie gesagt: Was in den Gleichnissen geschieht, würde jede, jeder tun: Natürlich würde der Hirte suchen, zumal wenn er ein Lohnhirte ist und das Schaf ersetzen müsste, natürlich würde die Frau das Haus auf den Kopf stellen, um das Verlorene wiederzufinden, es ist vermutlich ein Zehntel ihrer Aussteuer und damit Unabhängigkeit, die sie sonst verlorengibt würde. Die Überraschung liegt also woanders: beim Finden und bei der Freude der Engel im Himmel darüber.

Wer wollte da nicht dabei sein: bei der Freude? Niemand will bei der Missbilligung sein, der Mißgunst, dem Vorurteil. Man will an der Freude teilhaben. Das ist doch klar. Das Gleichnis definiert, was für eine Freude das ist: Es ist eine Freude, die des Nächsten Wohl will. Wo diese Freude herrscht, ist das Himmelreich. Wo die 99, die 9 sich mitfreuen, ist das Himmelreich nahe herbeigekommen.

Diese Freude gründet in der Überzeugung:

Es wird keine Verlorenen mehr geben. Streicht das Wort „Verlierer“.

Denn: Gott sucht den Menschen. Gott findet den Menschen.

Gott der Hirte, Gott, die Hausfrau, sucht und sucht und sucht.

Nicht maßvoll. Der Aufwand steht in keinem Verhältnis. Gott ist unvernünftig. So unvernünftig, dass es nur eine tiefe Liebe sein kann, die Gott antreibt.

Gott sucht den Menschen! Diese Erkenntnis, dieses Grundvertrauen verbindet Juden und Christen. „Die gesamte menschliche Geschichte, wie die Bibel sie sieht, kann in einem Satz zusammengefasst werden: Gott ist auf der Suche nach dem Menschen.“ So formuliert Abraham Heschel, Rabbiner und Religionsphilosoph, Bürgerrechtler an der Seite Martin Luther Kings die zentrale Aussage der ganzen biblischen Überlieferung: Darin liegt für Heschel der Trost der biblischen Botschaft begründet.

Von Martin Luther hören wir Ähnliches. Im Jahr 1544 predigt er darüber: „Das ist der tröstlichsten Evangelien eines, in welchem der Herr Jesus uns lehret, wie sein Amt das eines Hirten sei, da er den Sündern nach gehen, sie suchen und wieder zu recht soll bringen ...“

Davon erzählen alle drei Gleichnisse im 15. Kapitel des Lukasevangeliums: das vom Vater und seinen beiden Söhnen ebenso wie das vom verlorenen Schaf, das der sorgsame Hirte sucht, und das vom verlorenen Groschen, den die Frau solange sucht, bis sie ihn wieder hat und ein Fest der Freude mit ihren Nachbarinnen und Freundinnen feiern kann. In ihnen allen geht es um die Erkenntnis: Was verloren gegangen ist, fehlt dem Ganzen, muss dem Ganzen schmerzlich fehlen! Ohne das 100. Schaf ist die Herde nicht vollständig. Ohne das 10. Silberstück fehlt der Frau ein wertvoller Teil ihrer Habe. Ohne den jüngeren Sohn fehlt dem Vater das, was er auch liebt. Der liebende Vater, der sorgsame Hirte, die beharrliche Frau – sie suchen das Verlorene, bis sie es wieder gefunden haben. Bis das Verlorene wieder dazu gehört.

Also nochmals: Wer gehört zu den Verlorenen? Nur die paar Leute mit dem schlechten Ruf? Gewiss nicht. Wir auch. Wir gehören auch zu denen, die Gott sucht, bis er sie findet. Die

reformatatorische Einsicht liegt in der Selbsterkenntnis: Wir sind als Christen beides – gerechtfertigt vor Gott, und zugleich Menschen, die schuldig werden und sich wieder finden lassen müssen. Mal gehöre ich zu den 9 ordentlichen Silbergroschen in der Schublade, verlässlich auffindbar, und mal bin ich der 1 Silbergroschen, der irgendwo dazwischen gerutscht und nicht mehr dabei ist.

Und obwohl das so ist, wird das Evangelium an mir nicht scheitern. Vielmehr, es wird Überzeugungskraft gewinnen, wenn mich ich im einen wie im anderen erkenne. Also auch im Sündig-Sein mich selbst erkenne und mich Gottes Gnade und Barmherzigkeit überlasse und nicht meinem eigenen Rechtfertigungsstreben. Man hört es nicht gerne, aber die nüchterne Selbsterkenntnis lautet. Auch wir sind Sünder und Sünderinnen, nicht nur die anderen. Die vielleicht auch, aber das geht uns erst einmal nichts an.

Die Sünde, das den Menschen von Gott trennende Leben, zeigt sich im *Incurvatus in se ipsum*: Verkrümmt sein in sich selbst, sich selbst antreibend, sich gerecht und recht zu machen – so wie Luther darum gerungen hat, sich religiös selbst zur Vollendung zu bringen. Aber auch in nicht-religiösen Zusammenhängen findet sich diese selbstbezogenen Spirale: Perfektionsdrang, sagt man manchmal.

Wer an sich selbst Maßstäbe legt, die nicht zu erfüllen sind, wird vermutlich beständig an sich selbst scheitern und mit sich unzufrieden und im Herzen unruhig bleiben, vielleicht sogar verzweifelt. Weil es nie gut genug ist. Weil er, weil sie nie gut genug ist. Es ist schlimm, wenn man sich selbst so durch das ganze Leben hindurch jagt, und schlimmer vielleicht noch, wenn man diesen Maßstab an andere anlegt: an die Kinder, an die Partnerin oder den Partner, an die, die mit einem zusammen arbeiten. Der Wille, der hoffentlich geförderte und vorgelebte Impuls, in allem, wo es möglich ist, sein Bestes zu geben, wird auf diesem Weg zum unerbittlichen Richtspruch über das eigene Leben: Das Beste ist nicht genug. Warum denn nicht? Und für wen nicht gut genug? Wer bestimmt das Maß? In dieser Sünde des „in sich selbst verkrümmt sein“ hat sich der Mensch von Gott getrennt, indem er sich selbst als das Maß allen Seins versteht.

Aus dem Versuch, das Beste zu geben, der oder die Beste zu sein, kann etwas Unersättliches, nie zu Stillendes werden, etwas das, wenn es nicht erfüllt wird, das ganze Leben, das eigene Selbstwertgefühl zum Einsturz zu bringen droht. Falscher Ehrgeiz und perfektionistisches Leistungsstreben kann den Seelenfrieden, die Gesundheit, die Beziehungen, in denen man lebt, zerstören. Wo der Mensch sich selbst und seine optimale Leistungsfähigkeit zum Maß und Ziel setzt, verliert er die Orientierung.

Der Bibeltext von den 99+1 und den 9+1 und der Freude der Engel im Himmel lenkt den Blick darauf, dass Gottes Güte stets größer ist als unser Denken, Handeln und Urteilen. Gott sei Dank ist das so. Denn sonst wären wir tatsächlich verloren: Wenn wir uns selbst Rettung schaffen müssten. Aber das ist nicht so. Die Freude der Engel über uns ist geschenkt, umsonst, aus Gnade.

Deshalb darf es keine Verlorenen mehr geben. Auch nicht in unserem Zusammenleben. Der Schweizer Theologe Leonhard Ragaz (1868-1945), Bauernsohn und Professor, Ökologe und Sozialist, spitzt den Gedanken so zu: Wer sich und andere verloren gibt, beraubt Gott. Wer die Menschheit zerreisst und einander entfremdet, wer sie aufspaltet in Feinde, handelt gegen Gottes Schöpfung und gegen Gottes Willen. Ragaz leitet daraus einen ethischen Auftrag für die Christen ab, er sagt: Sorgt dafür, dass es keine Verlorenen mehr geben darf, an eurem Ort, aber auch weltweit.

„Es darf keine Verlorenen mehr geben ..., keine Sklaven, keine Enterbten, keine Unterdrückten, keine unteren Klassen, keine Armen, keine Proletarier, ... Versklavung jeder Art, Ausbeutung jeder Art. Privileg jeder Art ist Raub an dem allgemeinen Gut Gottes

... Es darf keine geben, die aus unserem Verhältnis zu Gott ausgeschlossen wären ... Das bedeutet auch, dass wir uns die Menschen nicht durch eine andere Religion, Konfession, Gemeinschaft oder Denkweise dürfen verloren gehen lassen. ... nicht, dass durch Volkstum, Rasse und ähnliches das Ganze Gottes, aus dem die Menschheit entsteht, zerrissen werde. Es ist ein Schmerz, ist etwas, das nicht sein soll. Darum kann man auch nicht dulden, dass ein Volk unterdrückt oder gar ausgelöscht, eine Rasse geächtet oder gar vernichtet werde.

Das ist Raub am gemeinen Gute Gottes. Das ist Kainstat. Aller Nationalismus und vollends der Imperialismus ist solcher Raub an Gott, aller Hochmut auf Herrenvolk und Herrenrasse ist eine Hybris. Und der Krieg ist Schuld der Schuld, denn er vernichtet statt zu retten.

Des Menschen Sohn aber ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist.
(Leonhard Ragaz, Die Gleichnisse Jesu, Bern 1944)

Es darf keine Verlorenen mehr geben. Denn: Wir sind alle Gefundene. Weil Gott den Menschen aus tiefer Liebe sucht und findet. Amen.